

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 29 (1935)
Heft: 2

Artikel: Gellert und der Wucherer
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926624>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So fand es der Arzt, als er am nächsten Morgen wiederkam. Als er das Kind gesehen hatte, bat er die Eltern ins Wohnzimmer und eröffnete ihnen, daß keine Hoffnung mehr sei. Bei der Anstrengung des Hustens sei zweifellos ein Naderchen gesprungen und Blut ins Gehirn getreten. Es könne höchstens Stunden dauern. Und es sei das Beste, wenn das Kind stirbe. Denn es sei rechtsseitig gelähmt, und sein Geist sei zerstört. Wenn es am Leben bliebe, würde es nur ein Krüppel sein und zeitlebens blöde. Er drückte ihnen die Hand und ging.

Nun waren sie allein. Eng umschlungen setzten sie sich vor das Bett, darauf ihr Kindlein lag und schickten sich an, seinen Tod zu erwarten. Nun konnten sie weinen. Und nun fanden sie auch wieder Worte.

Weißt du noch, sagte sie leise, wie es ankam, unser Kind?

Ja, nickte er. Und wie es zum erstenmal lachte?

Ja, nickte sie. Und das erste Wort sprach?

Das ganze, kurze Leben ihres Kindes zog noch einmal an ihnen vorbei und schien ihnen so lang, so köstlich, so reich. Es schien ihnen, als ob es ihr eigenes Leben gewesen wäre.

Weißt du, sagte sie, nun will ich auch nie wieder fort von hier.

Nein, weinte er leise vor sich hin.

Denn ich könnte es nicht ertragen, fuhr sie fort, zu denken, daß das Kind hier allein läge, draußen auf dem Friedhof unter lauter fremden Menschen, und nie käme jemand von uns, es zu besuchen. Und niemand von uns wäre ihm nah. Und es wäre ganz verlassen.

Nein, es ist nicht möglich, stimmte er zu.

(Schluß folgt.)

„Man sollte.“

„Man sollte (me sőt); das ist eine Redensart, bei der nichts herauskommt. Es ist ein blinder Schuß, der nur knallt, aber nicht trifft.

Es handelt sich um ein gutes Werk, bei dem man helfen sollte. „Man sollte,“ sagt man, und rührt doch keinen Finger. — Ein Kind ist ungezogen gewesen; es verdient Strafe. „Ja, man sollte,“ aber dabei bleibt's. — Man sollte fleißiger Gottes Wort lesen und fleißiger zur Kirche gehen. „Es ist wahr, man sollte,“ und ist doch nach wie vor der gleiche. — Das Fluchen und Schwören ist eine üble Sache und ziemt sich nicht für einen gebildeten Menschen, gar nicht für einen Christen. „Man sollte nicht,“ sagt man und läßt sich doch beim nächsten An-

laß wieder hinreißen. — Aus einem Buche, aus einer Predigt hat man eine gute Anregung erhalten; das Gewissen regt sich. „Man sollte,“ damit geht man heim, und läßt alles im Alten.

Woher kommt das? Ich will es dir sagen. So lange du nur das unbestimmte „man“ brauchst, geht es nicht vorwärts. Wer ist der „man“? Hans und Fritz und Marie und Lina, alle Welt in ein Band genommen. Wenn es dir mit etwas ernst ist, so fange bei dir selber an und sage: „Ich,“ ich sollte, ich habe die Pflicht, ich soll das tun und nicht tun. Der verlorne Sohn im Gleichnis sagte nicht: „Man sollte“. Damit wäre er nie wieder zum Vater gekommen. Sondern er sagte: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater sagen: Vater, ich habe gesündigt usw.

Dann lautet auch das „sollte“ gar unbestimmt; eine Menge von „wenn“ und „aber“ hängen daran. Es heißt in den göttlichen Geboten nicht: „Du solltest nicht töten, du solltest eigentlich nicht stehlen. Sondern es heißt sehr bestimmt: Du sollst, du sollst nicht. Darum muß es bei uns heißen, wenn wir etwas als unsere Pflicht erkennen: ich soll und weiter: ich will und endlich: ich kann.

Darum, Christenmensch, wenn du Gelegenheit hast, etwas Gutes zu tun, wenn du deinen Mitmenschen helfen und dienen kannst, so sage nicht mit halbem Herzen: „man sollte“. Vielmehr sei dein Wort: Ich soll und will es gerne tun. Mache einmal Ernst und tue das, was dein Gewissen dich heißt und Gottes Wort dir sagt. Sprich frisch und frei: „Ich soll, und ich will; Gott helfe mir, daß ich es auch tue“.

Zur Unterhaltung

Gellert und der Wucherer.

In einer abgelegenen Gasse der Stadt Leipzig stand im vorigen Jahrhundert ein kleines, altes, baufälliges Haus. Es gehörte einem gewissen Meidhardt, einem reichen Manne, der leider zugleich auch ein Geizhals und Wucherer war. Er selber wohnte in seinem schönen und großen Hause am Markte, das Häuschen aber vermietete er gegen hohe Zinsen an arme Leute.

Unter diesen befand sich auch die Familie eines armen Schusters, bestehend aus den Eltern und sechs unerzogenen Kindern. Der Vater war ein fleißiger und gottesfürchtiger Mann, der die Seinen ehrlich und redlich ernährte.

Freilich kostete es viel Mühe und Sorge, bis nur der Hauszins bestritten war, und da zu jener Zeit der siebenjährige Krieg wütete, standen die Lebensmittel hoch im Preise, kehrte Hunger und Kummer manchmal in die Schuhsternsfamilie ein. Doch ging's noch, solange der Vater gesund war.

Nun kam aber das Unglück dazu, daß er auf längere Zeit und schwer erkrankte. Arzt und Arzneien kosteten viel, und bei der kümmerlichen Nahrung konnte er gar nicht mehr zu Kräften kommen. So war das Elend recht groß geworden; der Hauszins konnte nicht bezahlt werden und war bereits bis zu 30 Talern aufgelaufen. Reidhardt drohte mit Pfändung und Hinauswerfen. Die Mutter hatte ihn unter Tränen um Nachsicht und Erbarmen angefleht, war aber mit harten Worten abgewiesen worden.

Fast verzweifeln war die arme Frau heimgekehrt, und der Schuhmacher wurde aus Herzeleid und Angst noch kränker. Immer näher rückte der Termin, den der hartherzige Hausherr gestellt. Es war Winter. Die kalte Luft drang durch die schlechten Fenster in die Stube, wo auf ärmlichem Lager der kranke Vater lag, um ihn die sechs unmündigen Kinder, frierend, hungernd, weinend. Mutterherz, erträgst du das?

Der verhängnisvolle Tag kam. Noch hatte sich keine Hilfe gezeigt. Da wandte sich der Kranke in seinem Bette herum und sagte: „Wenn auch auf Erden kein Erbarmen mehr ist, droben ist's bei dem, der verheißt hat: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. Wir wollen beten.“ Alle falteten die Hände und riefen unter heißen Tränen Gott an. Da war's ihnen, als ob Gott der Herr selber Ja und Amen dazu gesagt hätte; sie fühlten sich getröstet und neues Vertrauen erfüllte ihre Seelen.

Die Mutter und die beiden ältesten Kinder nahmen Körbe und gingen vor das Tor zu einem Zimmerplatz, wo ihnen erlaubt worden war, Späne zu nehmen. Während die Kinder auflaßen, fiel die ganze Last des Sammers der Frau wieder so schwer auf's Herz, daß sie den Lauf ihrer Tränen nicht mehr hemmen konnte und sich abseits auf einen Abweiszstein setzte und mit der Schürze ihr Angesicht verhüllte.

In diesem Augenblick kam ein Herr aus der Stadt des Weges daher, und als er die weinende Frau sah, konnte er unmöglich an ihr vorbeigehen. Teilnehmend trat er zu ihr, legte die Hand auf ihre Schulter und sagte zu ihr in liebevollem Tone das Wort, das der Herr Jesus

am Tore von Nain zu der Witwe gesprochen: „Weib, weine nicht!“ Sie fuhr bei der Berührung zusammen und blickte erschrocken auf. Aber die Augen, die auf sie hernieder schauten, waren so mild und freundlich, daß sie sofort Vertrauen zu dem Manne faßte, und auf seine Frage: „Liebe Frau, was fehlt euch? Sagt es mir!“ ihm alles offenbarte, was sie bedrückte, wie sie heute aus ihrer Wohnung ausgetrieben würden und was dann aus ihrem kranken Manne und den sechs Kindern werden sollte! „Ach, rief sie aus, mein Mann wird der Krankheit erliegen und ich und die Kinder dem Hunger! O wär's nur vorüber! Für uns ist nur Rettung im Grab!“

„Redet nicht so!“ sagte der Herr, „Gott lebt noch, der helfen kann und wird.“

Die Frau sprang auf, faßte seine Hand und rief: „Glaubet Ihr, daß er uns helfen werde?“

„Ich glaube es. Kommt mit mir nach meinem Hause.“

Voll froher Hoffnung folgte sie dem freundlichen Manne, während die Kinder die Körbe mit den Spänen heim trugen.

Wer war der Herr, der wie ein rettender Engel der Frau erschienen war? Es war Gellert, dessen Namen, und mehr noch, dessen Lieder wir wohl alle kennen: „Gott, deine Güte reicht so weit“ — „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“ — „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“ und viele andere. Er dichtete aber nicht bloß vom Glauben, sondern lebte im Glauben und in der Liebe. Er war Professor in Leipzig, aber Vermögen hatte er keines und sein Gehalt vermochte ihm kaum das Leben zu fristen. Dennoch war er ungemein wohlthätig und freigebig.

Als er mit der Frau in sein Haus und auf seine Stube gekommen war, öffnete er sein Schreibpult, suchte und brachte glücklich die dreißig Taler zusammen, deren sie bedurfte. Im Uebermaß des Glücks und der Freude wollte sie vor ihm niederfallen und seine Knie umfassen. Er aber hob sie empor und sagte: „Nicht also! Danket lieber dem Herrn, der Euer Gebet erhört und mich Euch zur Hülfe gesandt hat. Jetzt aber geht zu eurem Hausherrn und bringt ihm das Geld. Doch nicht eher, als bis es 11 Uhr geschlagen hat.“

Voll Glück ging die gute Frau heim, um ihrem Mann und den Kindern die frohe Botschaft zu bringen. Gellert aber faltete die Hände und dankte Gott, daß er ihm vergönnt hatte, die Tränen der armen Familie zu trocknen.

(Schluß folgt.)